

Joachim Valentin

Gespräch mit Manfred Koch und Rolf-Bernhard Essig zum Fotozyklus «Übergangenes»

Herr Koch, Sie arbeiten schon seit längerem an dem Fotozyklus «Übergangenes». Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Zebrastreifen in Paris zu fotografieren?

Die ersten Aufnahmen entstanden 2004. Da hatte ich eines Sonntagmorgens eine merkwürdige Begegnung beim Überqueren einer Straße auf dem Montmartre. Aus einem malträtierten Zebrastreifen heraus schaute mich eine Figur an, die aussah wie von Lorient gezeichnet.

Dann entdeckte ich immer mehr solcher anthropomorpher Wesen. Sie erschienen mir wie vom Leben gezeichnete Figuren: getretene, geschundene und doch kraftvolle Kreaturen, die eine eigenartige Lebendigkeit ausstrahlten.

«Übergangenes» ist also ganz konkret zu verstehen, hat zugleich aber auch eine metaphorische Bedeutung?

Ja. Mich faszinieren diese Begegnungen, diese plötzlichen poetischen Momente. Da entspringt mitten aus dem Alltäglichen und dem scheinbar Banalen etwas, das ich mit der Kamera festhalten und in der Komposition verdichten kann: Linien und Flächen formen sich zu Figuren und werden zu Bildern und Metaphern.

Ihre Fotografien erscheinen mit Bedacht komponiert. Geschieht die Bildgestaltung im Moment der Aufnahme auf dem Zebrastreifen oder erst am Computer?

Wenn ich ein Motiv entdeckt habe, ergibt sich die fotografische Komposition fast von selbst. Nur selten muss ich den Bildausschnitt in der Nachbearbeitung geringfügig verändern.

Das Bild ist also im Moment der Aufnahme fertig?

Ja, allerdings nur in meinem Kopf. Später am Computer muss ich das Rohmaterial, das die Kamera liefert, entwickeln und entsprechend akzentuieren, damit das Motiv sich besser zeigen kann.

Also Manipulationen, die ohne die digitale Nachbearbeitung gar nicht möglich wären?

Manipulieren möchte ich nicht. «Manipulation», das klingt so nach Betrug. Ich möchte deutlicher sichtbar machen. Ich will dem Motiv helfen, sich auszudrücken. Dieses Ziel verfolge ich im gesamten fotografischen Prozess, also auch schon bei der Komposition der Aufnahme.

In der digitalen Nachbearbeitung beschränke ich mich möglichst darauf, durch partielles Abdunkeln und durch die Verstärkung der Hell-Dunkel-Kontraste das Motiv herauszuarbeiten.

Das ist in der digitalen Nachbearbeitung einfacher, unterscheidet sich aber nicht grundsätzlich von der klassischen Fotolaborarbeit, die ich lange Jahre betrieben habe.

Es geht mir ums Sehen, ums eigentliche Sehen, was mehr ist, als Gegenstände zu identifizieren, zu klassifizieren. Wie hat Paul Valéry so schön

gesagt? «Sehen heißt, den Namen dessen zu vergessen, was man sieht».

Dann gefällt Ihnen sicher auch das Zitat von Paul Klee: «Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern Kunst macht sichtbar».

Mir gefällt dieser Ausspruch, zu meinen Fotos passt er aber nur bedingt. Ich möchte den Anspruch nicht aufgeben, das Sichtbare zu zeigen. Wenn das Sichtbare im Betrachter eine Tiefendimension wachruft, wenn in der Materialität etwas zum Vorschein kommt, was sich einer konkreten Definition entzieht, dann lebt das Bild.

Herr Essig, Sie haben Gedichte zu dem Fotozyklus geschrieben. Wie kam es dazu? Und welchen Bezug haben die Texte zu den Bildern?

Manfred Koch und ich fanden bei einer Ausstellung mit Bildern Werner Kohns zusammen. Ich hatte mit meiner Frau damals Texte zu den Fotos ausgesucht und geschrieben. Koch fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob ich mir etwas Ähnliches für sein Projekt mit Zebrastreifenbildern unter dem Titel «Übergangenes» vorstellen könnte. Ich war, ehrlich gesagt, erst ein wenig skeptisch. Das änderte sich sofort, als ich die Bilder sah.

Jeder kennt ja das Gefühl des Übergangens. Hoffentlich auch das des Gefundenwerdens. Nicht nur wegen der Verbindung dieser beiden Motive fand ich den Zyklus sehr anziehend und inspirierend. Wie von selbst stellten sich Ideen ein. Ich dachte an Forscher und Künstler, die mit Kochs Bildern, seiner Weltanschauung und mit Paris korrespondierten. Spiel mit den Perspektiven, Entdeckungen, die Zeit und ihre Folgen sind deshalb auch bei mir wichtige Motive, ob es um Pérotin, Lee

Miller, Charles Baudelaire oder Robert Koch geht. Es gibt insofern sehr viele, aber keine einfachen Bezüge zwischen den Gedichten und den Fotografien. Am liebsten wäre mir insofern eine ähnlich fröhliche und freie Rezeption, wie ich sie bei vielen Betrachtern der Bilder erleben konnte.

Herr Koch, wie soll man sich denn Ihren Fotografien nähern? Sind die Interpretationen der Betrachter nicht mitunter sehr verschieden?

Die Bilder haben für mich drei Ebenen: da sind vor dergründig erst mal Linien und Flächen, die bilden eine abstrakte grafische Komposition.

Schaut man länger oder mit Abstand hin, so kann man – mehr oder weniger deutlich, aber nie eindeutig – in den Formen häufig menschen- oder tierähnliche Gestalten entdecken. Die Aufbrüche in den Zebrastreifen geben diesen Figuren mitunter etwas Kraftvolles, Lebendiges – auch im metaphorischen Sinn bricht bei den Gestalten etwas auf, sie sind nicht statisch.

Die dritte Ebene ist eigentlich die wesentliche: wenn die Bilder einen Dialog mit dem Betrachter auslösen, wenn auch beim Gegenüber etwas aufbricht, wenn Assoziationen, Gedanken, Erinnerungen, Gefühle, vielleicht auch Ängste wach werden. Das Wichtigste für mich ist, dass die Bilder etwas anstoßen; sie müssen offen sein, damit jeder Betrachter seine eigenen äußeren und inneren Bilder sehen kann. Die können ganz anders sein als meine Bilder. Die Fotografien sind keine Rätselbilder! Es geht nicht darum, etwas Bestimmtes zu dechiffrieren und damit ist alles erledigt. Die Bilder führen ohnehin ein Eigenleben: Neulich hat meine kleine Tochter mir eines meiner Fotos erklärt, und ich habe wieder etwas Neues entdeckt.